

Das Mädchen mit der goldenen Schere

Julia Drost

Kapitel eins – Wien 1889

Das Wiener Gebär- und Findelhaus

Das Wiener Findelhaus wurde 1784 von Kaiser Joseph II. gegründet und bestand bis 1910. Es gehörte zu den größten derartigen Institutionen der Welt. Ein Großteil der rund 750.000 Kinder, die während seines Bestehens aufgenommen wurden, kamen im angeschlossenen Gebärhaus zur Welt. Die Möglichkeit der anonymen Geburt war den Müttern garantiert. Allerdings waren die Bedingungen für wohlhabende und arme Frauen unterschiedlich. Das Ziel der Gründung des Wiener Findelhauses und des angeschlossenen Gebärhauses waren der Schutz der Neugeborenen vor Kindesweglegung oder Kindsmord und der gleichzeitige Schutz von Mutter und Kind durch eine Geburt unter medizinischer Aufsicht. (Wikipedia)

„Ich habe Angst“, flüsterte die junge Frau.

Ihre Begleiterin erwiderte nichts, sondern verzog nur geringschätzig den Mund. Aber das sah die junge Frau nicht, denn die Vorhänge der Mietdroschke, in der sie durch die eiskalte Wiener Nacht rollten, waren zugezogen, die Dunkelheit im Inneren undurchdringlich.

Die junge Frau schloss die Augen und konzentrierte sich auf das dumpfe Klappern der Pferdehufe und das Knirschen der Kutschenräder auf der festgefahrenen Schneedecke. Erst, als es rechts neben ihr schrill bimmelte fuhr sie erschrocken empor.

Eine fremde Männerstimme brüllte: „Himmel, Arsch und Zwirn, depperter Narr! Glaubst du, du kannst eine Tram umfahren!?“

Ruckartig wich die Droschke der Pferdebahn aus und holperte dabei über die vereisten Rillen, die zahlreiche andere Gefährte auf der Schwarzspanierstraße hinterlassen hatten.

„Jesus Maria!“ Die junge Frau presste beide Hände auf ihren Bauch.

„Reißen Sie sich zusammen“, zischte ihre Begleiterin aus der Dunkelheit. „Hätten Sie vor neun Monaten an Jesus und Maria gedacht, müssten wir jetzt nicht in diesem Schinakl durch die Nacht schaukeln!“

„Wenn wir nur bald im Spital sind“, keuchte die junge Frau.

Die andere schnaubte. Doch dann öffnete sie den Vorhang einen Spalt und klopfte mit den Fingerknöcheln gegen die Fensterscheibe. „Beeilung Fiaker!“

Der Kutscher ließ die Peitsche zischen und die beiden Pferde trabten rascher durch die Nacht.

Langsam ebte der Schmerz im Unterleib der jungen Frau ab. Um sich abzulenken blickte sie auf die kleinen Nebelschwaden ihres Atems, die im schmalen Lichtstreif, der in die Kutsche fiel, kurz sichtbar wurden, und sich dann an der eiskalten Scheibe niederschlugen.

Die Droschke bog rechts ab und nach wenigen Metern links. Sie fuhr noch ein kurzes Stück geradeaus, dann hielt der Wagen.

„Rotenhausgasse! Bitt schön die Damen!“ Der Kutscher sprang vom Bock und riss den Schlag auf. Das Gefährt stand unter einer Gaslaterne. Schneeflocken tanzten dicht

an dicht im gelben Licht. Seit Beginn der Adventszeit hatte es in Wien fast jeden Tag geschneit.

Auf ein knappes Handzeichen ihrer Begleiterin hin, stieg die Schwangere zuerst aus. Ihre Bewegungen waren vorsichtig und schwerfällig. Dankbar ergriff sie die Hand, die der Kutscher ihr hinstreckte, damit sie nicht auf dem glatten Untergrund ausrutschte. Ihr weites Pelzcape schützte sie gegen die eisige Kälte. Auf dem Kopf trug sie eine Pelzmütze. Ihr Gesicht war hinter einem dunklen Chiffonschleier verborgen, sodass niemand, auch nicht der Kutscher, erkennen konnte, wem er gerade aus seinem Wagen half.

Danach stieg ihre Begleiterin aus. Sie war genau wie die erste Dame gekleidet, und auch ihr Gesicht war verschleiert. Die beiden Frauen unterschieden sich einzig dadurch, dass sich bei der ersten die Rundungen der Schwangerschaft unter dem Cape erahnen ließen und die andere eine Reisetasche über dem Arm trug. Die Begleiterin zog eine Geldbörse aus der Reisetasche und entnahm ihr mehrere Geldscheine. „Ich erwarte, dass Sie diese Fahrt vertraulich behandeln!“ Sie überreichte die Scheine dem Kutscher.

„Verlassen Sie sich ruhig auf mich, Gnädigste.“ Der Mann blickte zufrieden auf das Bündel, bevor er es in seine Jackentasche stopfte. „Habe die Ehre!“ Er kletterte auf den Bock, ergriff die Leinen und trabte davon.

Die beiden Frauen standen am Ende zweier schmaler Gassen, die hier zusammenliefen. Sie waren allein. Sogar die beiden Wachen vor dem Tor der Alserkaserne, die schräg vor ihnen lag, hatten sich der Kälte wegen in ihre Wachstuben zurückgezogen.

Links von ihnen ragten mehrstöckige elegante Wohnhäuser empor, die Ärzte und Professoren des Allgemeinen

Krankenhauses und der anschließenden medizinischen Fakultät beherbergten. Es war fast Mitternacht und nur vereinzelt schien noch Licht aus den Fenstern.

Die Mauern des Allgemeinen Krankenhauses befanden sich auf der rechten Straßenseite. Das Gebärdhaus war Teil des Krankenhauses, das sich über mehrere Höfe zwischen der Sensengasse im Norden und der Alser Straße im Süden sowie der chirurgischen Militärakademie im Westen und der Spitalgasse im Osten erstreckte. Außerhalb des Lichtkegels, befand sich ein verschlossenes zweiflügeliges Holztor in der Mauer.

„Kommen Sie aus dem Licht! Es ist nicht nötig, dass wir auf den letzten Metern noch erkannt werden.“ Die Frau mit der Reisetasche schob die Schwangere vor das verschlossene Tor, fasste den massiven Bronzering, der in der Mitte angebracht war, und klopfte energisch. Wenig später wurde innen ein Riegel zurückgeschoben und ein Portier öffnete das Tor gerade so weit, dass ein einzelner Mensch passieren konnte.

In diesem Moment begannen die Kirchenglocken der nahen Votivkirche zur Christmette zu läuten. Die junge Frau seufzte. Dann trat sie mit ihrer Begleiterin durch das Tor.

Die beiden Frauen standen in einer Durchfahrt, die nur von einer Laterne, die unter der gewölbten Decke hing, beleuchtet wurde. Der Portier verschloss das Tor und ging ihnen voran durch eine Tür in das langgestreckte Gebäude des Gebärdhauses. Gaslampen warfen ihr flackerndes Licht auf die Steinfliesen eines langen Flures, auf die Türen, die

sich zu beiden Seiten befanden und auf die schmucklosen, weiß gekalkten Wände.

„Wir werden von Frau Pfeiffer erwartet“, sagte die Frau mit der Reisetasche zu dem livrierten Mann. „Wo ist sie? Ich habe doch einen Boten geschickt, der uns ankündigt.“

In diesem Moment wurde die letzte Tür auf der linken Seite des Ganges geöffnet und eine füllige kleine Frau trat heraus. Sie trug ein schwarzes Kleid und darüber eine gestärkte weiße Schürze, die bei jedem ihrer raschen Schritte knisterte. Ihr Haar steckte unter einer weißen Haube, sodass nur der Ansatz des grauen Scheitels zu sehen war. Ihre runden Wangen waren vom Laufen gerötet.

„Grüß Gott die Damen. Mein Name ist Josepha Pfeiffer. Ich bin die Oberpflegerin im Findelhaus“, sagte sie und musterte die beiden verschleierte Damen. Ihr Blick blieb an der Schwangeren hängen. „Ich bringe Sie auf Ihr Zimmer.“ Sie nahm die Reisetasche, die die Begleiterin auf den Boden gestellt hatte.

„Ich bin angewiesen, erst die Aufnahmegebühr zu kassieren“, bemerkte der Portier. „Vorher darf ich die Dame net in die Zahlabteilung lassen!“

Die junge Frau nickte und wandte sich ihrer Begleiterin zu, doch bevor sie etwas sagen konnte, wurde sie von einer neuen Wehe überrascht und schrie auf. Rasch trat Josepha an ihre Seite und stützte sie mit der freien Hand. „Bittschön Gnädige“, sagte sie zu der Begleiterin, „seien Sie so nett und übernehmen Sie die Formalitäten. Ich bringe die Wöchnerin derweil aufs Zimmer.“

Die Angesprochene wandte sich an die Schwangere: „Ich hole Sie morgen Nachmittag wieder ab. Um Punkt drei Uhr.“

Josepha nahm die junge Frau am Arm und zog sie mit sich den Flur hinunter. „Es ist net weit“, tröstete sie die Frau, die bei jedem Schritt stöhnte, aber sie blieb erst vor der letzten Tür auf der rechten Seite stehen. Sie drückte die Klinke herunter und trat in das dunkle Zimmer. Es knackte laut, als sie die Gaslampe unter der Decke anzündete. „Bittschön, gnädige Frau.“

Die Schwangere trat mit schweren Schritten ein, steuerte auf das Bett zu, das frei zugänglich in der Raummitte stand und ließ sich mit einem tiefen Aufseufzen auf die Matratze sinken. Nachdem sie ein paar Mal tief durchgeatmet hatte, zog sie ihre Handschuhe aus, nahm die Pelzmütze ab und ließ alles achtlos auf den Boden fallen. Den Schleier, den sie über Kopf und Gesicht gebunden hatte, löste sie jedoch nicht. Frauen, die ihr Kind anonym zur Welt brachten, durften auch während des Geburtsvorgangs verschleiert bleiben.

Josepha stellte die Reisetasche auf den Linoleumboden und schloss die Vorhänge vor dem Fenster. Dann ging sie zum Waschbecken und schaute nach, ob Seife, frische Handtücher und eine Flasche Karbol zur Handdesinfektion bereitstanden. Mit einem Blick zum Wandregal versicherte sie sich, dass dort weitere Handtücher und Laken lagen. Der Ofen in der Ecke hinter der Tür war angeheizt. Ein großer Blechtopf mit Wasser stand darauf und simmerte leise. Josepha nickte zufrieden. Die Hausmägde hatten das Geburtszimmer gut vorbereitet.

Die junge Frau wimmerte leise und sie drehte sich zu ihr. „Bei Ihnen dauert es gewiss nimmer lang, bis das Kinderl da ist. Ich habe den Doktor und die Hebamme schon benachrichtigt. Sie sind gewiss gleich hier. Lassen Sie mich beim Auskleiden helfen, gnädige Frau.“ Sie ging zum Bett,

hob die Pelzmütze und Handschuhe vom Boden und legte alles auf die Nachtkonsole. Dann nahm sie der Schwangen das Cape ab, das wie die Mütze aus weichem Zobelpelz war, und hängte es an einen Haken an der Wand. Zuletzt öffnete sie das Kleid und streifte es über den gerundeten Bauch, die Beine und die Füße. Das weite Gewand war aus weicher Wolle, darunter kamen zarte Batistwäsche, seidene Strümpfe und hübsche lederne Knöpfstiefel zum Vorschein. Auch das Nachthemd, das Josepha in der Reisetasche fand und der jungen Frau überzog, war weit schöner, als jedes Sonntagskleid, das sie selber je besessen hatte.

Von den fünfundzwanzig ledigen Frauen, die an diesem Heiligen Abend schon in die Wiener Gebäranstalt gekommen waren, um die ungewollte Frucht eines Fehltrittes zu entbinden und dann der Fürsorge des Findelhauses zu überlassen, war diese Unbekannte die einzige, die offensichtlich über genügend finanzielle Mittel verfügte, um die stattliche Summe von siebenhundertzwanzig Kronen für eine anonyme Geburt in einem komfortablen Einzelzimmer zu entrichten. Die allermeisten Frauen, die Josepha in über dreißig Dienstjahren als Kinderpflegerin erlebt hatte, waren ledige Stubenmädchen, Fabrikarbeiterinnen oder Tagelöhnerinnen, die sich den Schutz der Anonymität nicht leisten konnten. Sie durften in der Gebäranstalt zwar unentgeltlich entbinden, mussten jedoch ihren Namen und ihre Adresse angeben, ihr Kind als lebendes Anschauungsmaterial vor Studenten der medizinischen Fakultät zur Welt bringen und sich als Ammen für manchmal vier Findelkinder gleichzeitig zur Verfügung stellen.

Josepha breitete die Bettdecke über den gewölbten Leib der Schwangeren. „Ich benötige noch Ihren Notfall-Umschlag. Ist er in der Reisetasche?“

Die junge Frau nickte unmerklich. Sollte sie während der Geburt sterben, befand sich in dem versiegelten Kuvert ein Zettel mit ihrem Namen und der Anschrift Angehöriger, die von der Existenz des Kindes unterrichtet werden sollten. Ging alles gut, bekam die Frau den Umschlag beim Verlassen der Gebäranstalt zurück.

Und ein weiteres kleines Hascherl wird nie wissen, woher es kommt und wer seine Eltern sind, dachte Josepha.

Sie fand den Umschlag unter einem frischen Leibchen auf dem Boden der Tasche. Als sie das braune Kuvert in die Hand nahm, berührten ihre Finger eine erhabene Stelle auf der Rückseite. Neugierig drehte sie den Umschlag um.

„Jesus“, murmelte sie betroffen und warf unwillkürlich einen Blick über die Schulter.

Doch die Schwangere beachtete sie nicht. Sie saß aufrecht im Bett und schien, soweit das unter dem Schleier erkennbar war, auf ihren Bauch zu sehen. Rasch schob Josepha das Kuvert in die Brusttasche ihrer Schürze und eilte zum Bett. „Geht es Ihnen gut, Gnädigste?“

„Ich glaube nicht!“

Josepha schlug die Bettdecke zurück. Auf dem Laken unter der Schwangeren sah sie einen nassen, gelblichen Fleck, von dem ein leicht süßlicher Geruch aufstieg.

„Ihr Fruchtwasser ist abgegangen“, stellte sie fest. „Das ist ganz normal. Die Geburt beginnt.“

Wenige Minuten später trat ein junger Arzt ins Zimmer, der sich als Doktor Fuchs vorstellte. Ihm folgte die leitende

Hebamme, eine ältere, erfahrene Frau. Der Arzt warf einen Blick auf die Aufnahmepapiere, die er aus der Portiersloge mitgebracht hatte und stellte fest: „Eine Erstgebärende.“

Er musterte die Schwangere, die jetzt zitternd auf der Bettkante kauerte, während Josepha ein frisches Laken über die Matratze breitete. Das nasse Leintuch warf sie in eine Ecke. Dann half sie der Unbekannten, sich wieder hinzulegen und breitete die Decke über sie. Eigentlich bestand ihre Aufgabe darin, nach der Geburt das Baby in Empfang zu nehmen, es zu versorgen und ins Findelhaus zu bringen, das einige Gehminuten entfernt an der Alser Straße lag. Doch in den Privatzimmern, zu denen nur sehr wenig Personal Zutritt hatte, damit die Anonymität der Frau nicht gefährdet wurde, übernahm sie auch andere Arbeiten.

Die Hebamme hatte sich inzwischen die Hände gewaschen und wollte die junge Frau nun untersuchen. „Ziehen Sie die Knie an und stellen die Füße hüftbreit auseinander.“

Doch statt der Aufforderung nachzukommen, zog die junge Frau sich die Decke zum Kinn und die Geburtshelferin musste die Beine in der richtigen Position platzieren.

„Alles verläuft normal“, meldete sie dem Arzt, nachdem sie mit einer Hand über den Bauch der Schwangeren und mit der anderen unterhalb der Bettdecke den Geburtskanal abgetastet hatte. „Das Kinderl hat halt einen großen Kopf und das Becken der Gnädigen ist recht eng.“

Die Schwangere, die bisher alles teilnahmslos über sich hatte ergehen lassen, fuhr in die Höhe. „Ich will keine Schmerzen!“

„Die kann ich Ihnen leider nicht ersparen.“ Doktor Fuchs, der sich gerade die Hände desinfiziert hatte, trat zum Bett.

„Ich weiß aber, dass es ein Mittel gibt!“

„Sie meinen Chloroform. Das kann ich Ihnen erst in der letzten Phase der Geburt geben. Und es ist nicht ungefährlich.“

„Tun Sie es trotz... ahhh!“ Der Schmerz der nächsten Wehe überwältigte die Schwangere. „Jesus Maria und Josef, das halte ich nicht aus! Hätte ich nur nicht so viel Angst vor der Engelmacherin gehabt, dann müsste ich diese Qual jetzt nicht ertragen!“

Du hochnosade Person, du, dachte Josepha erbost. Denkest nur an dich. Das arme Hascherl ist dir völlig wurscht! Sonst hättest ein gutes Heim dafür gesucht und würdest es net ins Findelhaus gegeben.

„Das Kopferl kommt!“, rief die Hebamme. Mit dem linken Arm hatte sie ein Knie der Gebärenden zur Seite gedrückt, während sie mit der Rechten erneut die Position des Babys ertastete.

Wieder schrie die junge Frau und warf sich in der vergeblichen Hoffnung auf Erleichterung hin und her.

„Festhalten, Frau Oberpflegerin, damit sie nicht aus dem Bett fällt!“, rief der Arzt und packte die Gebärende selbst an den Armen.

Josepha drückte die Schultern mit ihrem ganzen Gewicht auf die Matratze, denn junge Frau wehrte sich nach Leibeskräften.

„Chloroform“, keuchte sie. „Ich flehe Sie an, Doktor!“

Der Arzt runzelte die Stirn. Die Verwendung von Chloroform barg Risiken sowohl für die Mutter als auch das Kind. Doch da er den Wunsch der Frau nach einer schmerzfreien Geburt verstand, ging er zu seiner Tasche neben dem Waschtisch und holte seine Narkoseapparatur heraus. Sie bestand aus einer kleinen Glasflasche mit zwei Schläuchen,

von denen der eine in eine lederne Maske mündete, der andere in eine Pumpvorrichtung. Ohne den Schleier zu entfernen, legte er die Maske über Mund und Nase der Gebärenden. Dann drückte er einige Male die Pumpvorrichtung, sodass ein feiner Chloroformnebel aus der Flasche durch den Schlauch in Mund und Nase der jungen Frau strömte. Eigentlich sollte sie sich nun augenblicklich entspannen, doch ihr Körper blieb verkrampft. „Mehr!“ keuchte sie undeutlich unter der Atemmaske.

„Nur noch ein wenig“, entgegnete der Arzt. Dosierte er zu hoch, wurden die Wehen schwach oder hörten ganz auf. Schlimmstenfalls war die Frau so betäubt, das sie die Austreibungsphase nicht mehr unterstützen konnte.

Auch nach einer weiteren Dosis Chloroform signalisierte die Gebärende, dass sie immer noch nicht genügend Erleichterung verspürte, aber jetzt wehrte Doktor Fuchs entschieden ab. Darauf warf sich die Schwangere so wild von rechts nach links, dass die Hebamme ihn anfuhr: „Herr Medizinalrat, so geben Sie ihr das Zeugs, damit endlich a Ruh ist und wir das Kind holen können!“

Eine halbe Stunde später ging die Geburt immer noch nicht voran und die Hebamme untersuchte die junge Frau noch einmal. „Es wird ein Sternengucker“, stellte sie fest. Das Baby lag mit dem Gesicht nach oben, nicht nach unten, wie es sollte.

Doktor Fuchs schaute sie beunruhigt an. „In dieser Lage braucht der Kopf zu viel Platz für das enge Becken.“

„Die Gnädige ist eh zu nix mehr zu gebrauchen, weil sie so viel Chloroform inhaliert hat“, erwiderte die Hebamme.

Josepha, der Doktor und die Geburtshelferin blickten auf die junge Frau, die betäubt auf der Matratze lag. Auch die Wehen hatten infolge der hohen Dosierung aufgehört.

„Wenn Mutter und Kind überleben sollen, bleibt nur noch die Zange“, sagte Doktor Fuchs schließlich.

Josepha erschrak. Sie hatte schon mehrere Zangengeburtserlebnisse erlebt und wusste, dass sie für das Baby gefährlich und schmerzhaft waren. Auch wenn das Instrument fachkundig eingesetzt wurde, verursachte es Quetschungen und Blutergüsse, manchmal auch Fleischwunden und Nervenschädigungen. Es konnte sogar passieren, dass das Kind bei der Tortur starb.

„Sie müssen die Narkoseapparatur bedienen, Frau Oberpflegerin“, unterbrach der Arzt ihre sorgenvollen Gedanken. „Wenn die Patientin während der Operation Anzeichen des Erwachens zeigt, verabreichen Sie ihr umgehend drei Pumpstöße.“

„Ich bin für das Kind hier. Wer wird sich um das Kleine kümmern, wenn ich die Gnädige narkotisieren muss?“, wehrte Josepha ab.

„Jetzt tun Sie halt, was der Herr Medizinalrat verlangt“, mischte die Hebamme sich ungeduldig ein. „Sie wissen doch, was wir für ein Theater bekommen, wenn die Dame zu früh wach wird. Dann können Sie sich nur mehr um ein totes Kind kümmern.“

Josepha wusste, dass die Frau recht hatte, doch ihr un gutes Gefühl blieb, als sie Glasflasche und Pumpvorrichtung vom Arzt übernahm.

Doktor Fuchs holte die Geburtszange aus seiner Tasche und desinfizierte sie mit Karbollösung. Sie war ungefähr so lang wie Josephas Unterarm und bestand aus glänzendem

Edelstahl. Am einen Ende saßen die Griffe zum Öffnen und Schließen der beiden leicht gebogenen Löffel am entgegengesetzten Ende des Instruments.

Musst stark sein, Hascherl und kämpfen, damit du deinen ersten Atemzug machen kannst, dachte Josepha, während sie angespannt beobachtete, wie der Doktor die Löffel behutsam in die Scheide der Frau einführte. Um das Köpfchen des Kindes richtig zu greifen, konnte er sich nur auf sein Gefühl verlassen. Nachdem er die Löffel platziert hatte, sollte er eigentlich auf die nächste Wehe warten. Doch da die Gebärende keine Wehen mehr hatte und das Kind sterben konnte, wenn es zu lange im Geburtskanal steckte, begann er sofort damit, das Baby mit vorsichtigen Zieh- und Drehbewegungen zu holen.

„Das Kopferl ist heraus!“, meldete die Hebamme schließlich und die Erleichterung war ihr anzuhören.

Josepha stellte Chloroformflasche und Pumpvorrichtung auf die Nachtkonsole, rannte zum Regal, riss ein paar Handtücher heraus und positionierte sich am Fußende des Bettes. Sie hatte dieser Frau gegenüber, die keinerlei Verantwortung für das Leben in ihr übernommen hatte, ihre Pflicht erfüllt. Jetzt zählte nur noch das Kind!

Ihr Herz zog sich zusammen, als sie das Köpfchen des Babys sah. Durch die Drehbewegungen des Arztes zeigte sein Gesicht nun nicht mehr nach oben, sondern zur Seite. Seine Augen waren geschlossen und wie der ganze Kopf von der typischen weißlichen Schmiere bedeckt. Trotzdem konnte sie die blutigen Quetschungen, die die Zange hinterlassen hatte, deutlich erkennen. Was hatte dieses unschuldige Geschöpf schon alles vor seinem ersten Atemzug ertragen müssen!

Aber nun war das Schlimmste überstanden. Der Doktor legte die Zangen weg und zog den kleinen Körper mit seinen Händen aus dem Geburtskanal.

Dann lag das Kind zwischen den gespreizten Beinen seiner Mutter auf der Matratze. Die Hebamme band die Nabelschnur mit zwei Bindfäden ab, die sie zuvor in dem köchelnden Wasser auf dem Ofen sterilisiert hatte. Danach durchtrennte Doktor Fuchs mit einer Schere die einzige noch bestehende Verbindung zwischen Mutter und Kind. Er knöpfte seinen Kittel auf und zog seine Uhr aus der Westentasche. „Halb sechs in der Früh“, stellte er fest. „Das erste Kind an diesem Christtag und das 6572ste im Jahr des Herrn 1889. Und es ist ein Mädchen“, ergänzte er nach einem Blick zwischen die krummen kleinen Beine des Babys.

„Sie ist so still.“ Josepha beugte sich über das Bündelchen, das reglos auf dem Blut befleckten Laken lag. Nass war es, die gerötete und von Schmiere bedeckte Haut lag faltig und viel zu groß um den winzigen Körper. Mit einem Zipfel des Handtuchs tupfte sie Schleim und Schmiere von Nase und Mund des Neugeborenen.

„Geben Sie ihm lieber einen festen Klaps auf den Popo. Dann sehen Sie, ob es lebt“, riet die Hebamme.

Josepha spürte einen Kloß im Hals. Dieses kleine Mädchen nach seinem schweren und schmerzvollen Weg in die Welt zu schlagen, kam für sie nicht in Frage. Stattdessen rubbelte und massierte sie den kleinen Körper sanft mit dem Handtuch, bis sie Schmiere und Blut entfernt hatte. Doch das Kind regte sich nicht. Also wickelte Josepha das Baby in ein frisches Handtuch, hob es hoch und drückte es an ihre Brust. Mit einem Zeigefinger streichelte sie das feuchte schwarze Haar, die Stirn und die Wangen, die kleinen Ohren

und das winzige Mündchen. „Atme Hascherl“, flüsterte sie. „Atme.“

Die Lippen des Kindes zuckten. Es blinzelte, öffnete seine braunen Augen und blickte Josepha unverwandt an. Dann quäkte es heiser.

„Du lebst!“ Lachend schob Josepha einen Zeigefinger in die winzige Rechte des Babys und spürte beglückt, wie fest es zupackte.

„Hat die Gnädige eigentlich verlauten lassen, wie ihr Weihnachtsengerl heißen soll?“, fragte die Hebamme, während sie die blutigen Laken unter dem Körper der jungen Frau hervorzog.

Josepha blickte auf die Mutter des kleinen Mädchens. Sie erwachte gerade. Benommen und erschöpft von der Geburt lag sie auf dem Bett. „Sie haben ein gesundes Mäderl, gnädige Frau“, sagte Josepha. „Wie soll es heißen?“

Doch die Frau antwortete nicht und starrte nur stumm an die Zimmerdecke.

© Julia Peczynsky und Horst Drosten, 2017

Julia Drosten ist das Pseudonym des Autorenpaars Julia und Horst Drosten.

jhdrosten@aol.com

Besuchen Sie uns auch auf Facebook, Twitter und Pinterest.

Wir gehören zur Autorenvereinigung „Das Autorensofa –Triff deinen Autor“ und zum Selfpublisher Verband

www.das-autorensofa.de/autoren/julia-drosten

<http://www.selfpublisher-verband.de/>

Weitere Bücher von uns:

Das Revuemädchen

Die Seidenrose

Die Löwin von Mogador

The Lioness of Morocco

Die Honigprinzessin

Die schwarze Taube von Siwa

Die Elefantenhüterin

Das Mädchen mit der goldenen Schere

The Elephant Keeper's Daughter